

Nr. 260. Bromberg, den 12. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(13. Fortsetzung.)

„Höchste Zeit, daß Sie den Anfang machen! Wir haben zu Hause eigene Fischerei, ich habe selbst geangelt. Das ist wundervoll, geradezu aufregend! Daß man das nicht mehr soll, darum könnte es einem sogar leid tun. Aber sonst — es gibt so wenig Dinge, um die es einem leid zu tun braucht. Trinken Sie doch!"

Christa selbst trank vom Sekt mit geschlossenen Augen, hingebungsvoll. „Schön!" fuhr sie fort. „Es ist jetzt beinahe alles schön für mich. Sehen Sie, wäre ich ein Mädel wie die anderen, mit noch vierzig, fünfzig Jahren vor sich, dann wären wir wahrscheinlich schon verlobt, zum Entsetzen der Eltern, und Sie wären meiner vielleicht schon ein bißchen überdrüssig, oder ich Ihrer und man würde sich miteinander mehr oder weniger langweilen. So aber bleibt Raum zwischen uns, eins weiß vom andern im Grunde sehr wenig, ich habe zum Beispiel noch nicht einmal Ihre Bilder gesehen."

„Das kann ja nachgeholt werden", meinte Freese leise verstimmt.

„Werden Sie mir einen Wunsch erfüllen? Nicht nein sagen!"

„Also: Ja!"

„Gut! Dann fahren wir hernach zu Ihnen ins Atelier!"

Er erschrak, darauf war er nicht vorbereitet gewesen. „Aber es wird doch zu spät. Warum nicht morgen? Sie versäumen doch nichts!"

Eigensinnig beharrte Christa auf ihrem Wunsch. „Bitte, Sie haben zugesagt! Und ob ich nichts versäume, ist noch die Frage. Wissen Sie, woher ich den Tip habe? Nebenan spricht man nämlich von Ihnen, haben Sie nichts gehört?"

Freese wurde aufmerksam. In der Nachbarkoje unterhielt man sich ziemlich laut, die Zwischenwände hinderten zu sehen, wer es war, man unterschied nur mehrere Männerstimmen. Und jetzt erkannte er das harte Organ Belzeffs, der wie gewöhnlich die übrigen übertönte.

„Es ist nicht mehr sehr viel da . . ." schrie Belzeff. „Stuckering hat sich in den Kopf gesetzt, vorläufig keinen Pinsel anzurühren. Vielleicht überhaupt nicht mehr, er hat es ja nicht nötig . . . nur noch wenige Stücke . . . einige Akte darunter . . . großartige Bewegungsstudien, sage ich Ihnen . . . Sie müssen das sehen . . . morgen . . . wir gehen einfach rauf . . ."

Christa stieß Freese an: „Nun, stimmt es?"

„Ja, es stimmt", sagte er ärgerlich, „es ist Herr Belzeff, der Bilder verhökern will und zu diesem Zweck hier ein paar Leute einwickelt. Seine gewöhnliche Methode: er füttert sie!"

„Geschieht doch in Ihrem Interesse!"

Freese aß freudlos und hastig, als könne er kaum erwarten, fertig zu werden. Belzeffs Anwesenheit störte ihn. Dieser Schacherer!

„Warum malen Sie nicht mehr?" fragte Christa eindringlich. „Sie sind doch jetzt drauf und dran, eine wirkliche Nummer zu werden. Reizt Sie das nicht?"

„Nein, es reizt mich nicht. Ich möchte etwas anderes: bauen!"

„Aber Sie sind doch kein Architekt?"

Er unterdrückte eine Bemerkung, die ihn verraten hätte. „Ich habe mich viel damit beschäftigt. Und habe immer davon geträumt, einmal bauen zu dürfen."

„Warum tun Sie's dann nicht?" examinierte Christa weiter. Freese zuckte die Achseln. „Man würde mir nicht glauben, daß ich's kann. Sehen Sie, Christa, ich habe nie tun dürfen, was ich wollte. Nie! Und jetzt am wenigsten! Ich durfte nie der sein, der ich wirklich bin. Ich beneide Sie: Sie sind restlos Sie selbst! Aber bitte, gehen wir jetzt! Ich muß nach Hause! Sie dürfen mir nicht böse sein . . ."

„Sie lassen mich also sitzen? Heute?" Sie war sehr enttäuscht.

Erst jetzt fiel ihm ein, daß sie ja hatten feiern wollen. Er war mit seinen Gedanken ganz wo anders gewesen: Belzeff, elender Bilderräuber! „Verzeihen Sie, Christa, aber der Mensch da drüben hat mir die ganze Laune verdorben."

„Sie sind langweilig! Zur Strafe müssen Sie mir heute noch die Bilder zeigen", sagte sie. „Sie haben doch gehört? Sonst ist vielleicht morgen nichts mehr da zum Ansehen."

Vergebens wehrte er sich: „Halten Sie halb zwei Uhr nachts für eine passende Besuchszeit?"

„Glauben Sie, daß es jemanden gibt, der daran Anstoß nimmt?" spottete Christa.

Im Wagen merkte Freese, daß Christa zuviel getrunken hatte. Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und redete lachend auf ihn ein. Hilf der Himmel, daß es glatt abgeht! dachte er.

Dann, eine Viertelstunde später, stiegen sie die Wendeltreppe zum Atelier empor. Er knipste das Licht an und weißgreller Schein überflutete den Raum. Christa sah sich neugierig um.

„Nun, war es überhaupt der Mühe wert?" fragte er.

„Wollen Sie Lob hören? Sie können etwas, Sie können sehr viel sogar! Aber — Sie werden mich auslachen — Ihre Malerei offenbart Züge Ihres Wesens, die mir bisher fremd waren." Sie stand vor den Bewegungsstudien und betrachtete den immer wiederkehrenden Frauenleib, dem der Kopf fehlte. „Wer ist das?" fragte sie interessiert.

„Ach . . . ein Modell . . ."

„Sie ist schön!" begeisterte sich Christa. „Aber wie seltsam, daß Sie auf keinem Ihrer Bilder das Gesicht dieser Frau festgehalten haben."

„Das Gesicht —?" Freese mußte an sich halten, um sich seine Ungeduld nicht anmerken zu lassen. „Mir hat es sich hier lediglich um die Bewegung gehandelt, um die Farbe, um das köstliche Spiel von Licht und Schatten. Das Ge-

sicht dieser Frau hat mich nur gestört. Ich trug wirklich kein Verlangen, es zu malen", schwindelte er — und verwünschte die Rolle, die er spielen mußte.

Diese Erklärung schien Christa sehr zu befriedigen. Unvermittelt drehte sie sich ihm zu. „Hätten Sie Lust, mein Porträt zu malen? Kann Sie mein Gesicht auch nicht locken?"

Ihr unerwarteter Vorschlag überraschte ihn so, daß er nicht sofort eine passende Antwort fand. Seit sie das Haus betreten hatten, das nun auch Sylvia Stuckering bewohnte, fühlte er sich Christa gegenüber unfrei und befangen. Er war gereizt und verstimmt, als ob er damit, daß er Christa hierher gebracht hatte, eine grobe Taktlosigkeit begangen hätte, und es quälte ihn, daß seine so zarte, reine Beziehung zu Christa auf einmal von ihrem Zauber eingebüßt hatte, und daß er in ihrer beglückenden Gegenwart eine andere nicht vergessen konnte: Sylvia . . .

Christa mißdeutete Freeses Schweigen, seine überraschte Miene. „Nun, reine Wonne scheinen Sie sich nicht davon zu versprechen, mein holdes Konterfei einer staunenden Mitwelt zu überliefern."

Er spürte ihre Enttäuschung, ihr Mißverstehen, und griff begütigend nach ihrer Hand. „Christa, wie kommen Sie auf einen so törichten Gedanken! Welches Gesicht könnte mich mehr reizen, es zu malen!"

Aber sie hörte aus seinen Worten heraus, daß er auf eine Ausrede sann. Sie wollte ihm ihre Hand entziehen, aber er hielt sie fest. Da traten ihr Tränen in die Augen und ihr Gesicht war jäh von einer tiefen Trauer überschattet. „Ich hatte gedacht, ich würde Ihnen eine Freude machen mit meinem Vorschlag."

„Aber das haben Sie doch, Christa!"

„Nein, das habe ich nicht! Und ich hatte gedacht: Später, sehr bald wohl, wenn Sie das Original nicht mehr sehen können, dann würde es Ihnen eine Freude sein, sich wenigstens mit meinem Bild unterhalten zu können. Das wäre schön gewesen, und ich glaube, ich hätte Sie sogar gehört, wenn Sie einmal in Erinnerung an unsere Freundschaft geplaudert hätten — —"

Er war erfüllt von schmerzlicher Zärtlichkeit für Christa und es war ihm ein Trost, daß er in ihrer Hand die Wärme ihres Lebens spürte. Was sollte er sagen? Die Wahrheit? Daß er nicht Stuckering war? „Sie mißverstehen mich ganz und gar, liebe, kleine Christa. Ich muß Ihnen ein Geständnis machen —"

„Ja —?"

Er mußte scharf an sich halten, um sie nicht an sich zu ziehen. Er fühlte, heute würde sie vielleicht seinem Kuß nicht wehren. „Ich kann Sie nicht malen, Christa."

„Sie können nicht —?"

„Nehmen Sie es so, wie ich es sage. Ich kann nicht, ich bin ein richtiger Stümper als Porträtist und es wäre mir unerträglich, diese lockende Aufgabe nicht zu meistern, Sie und mich aufs tiefste zu enttäuschen. — Können Sie das verstehen?"

Da lächelte Christa wieder, aber es war ein trauriges Lächeln, als ob sie einen schönen Wunsch als unerfüllbar verabschiede. „Doch, ich verstehe Sie, lieber Freund." Sie glaubte ihm nicht, das war klar. „Ich will jetzt nach Hause."

„Ich bin ein Tölpel, Christa. Sie wollten mir eine Freude machen, mir ein Geschenk darreichen, den immerwährenden Hauch Ihrer Gegenwart in mein Leben zaubern — und ich habe Ihnen dieses, zarte, zerbrechliche Geschenk aus der Hand geschlagen —"

Ernst schaute sie ihm ins Gesicht, dann fuhr sie ihm mit anmutig liebkosender Gebärde sacht übers Haar und sagte — ein wenig übertrieben obenhin: „Steht der Wagen noch unten?"

„Ja, ich habe ihn warten lassen."

„Dann bitte, bringen Sie mich hinunter."

Sie kletterten die Wendeltreppe wieder hinab. Als Christa im Auto saß, beugte sie sich noch einmal zum Fenster hinaus: „Ich verstehe Sie nicht — aber ich glaube Ihnen! Gute Nacht, gute Nacht."

Er konnte nichts mehr erwidern, der Wagen rollte bereits davon und bog um die nächste Ecke, als er noch immer dastand und überlegte. Was hatte sie mit ihren letzten Worten sagen wollen? Jetzt, wo Christa nicht mehr um ihn war, kam er sich sehr einsam und verlassen vor.

Oben im Atelier brannte noch das Licht. Morgen wollte Belzeff kommen, um hier großen Ausverkauf abzuhalten; er hatte bereits gründlich aufgeräumt, die meisten Bilder waren fort, zwei sehr zarte Landschaften hingen noch da, ferner einige Interieurs in Pastell, und nun würde noch der Rest an die Reihe kommen, auch die unvollendeten Studien, Belzeffs Beredsamkeit brachte alles zustande.

Freese rückte einen Stuhl heran und nahm die Akte von der Wand. Fünf waren es im ganzen, drei kleinere und zwei große. Er klemmte sie unter den Arm und trug sie in den anstoßenden Seitenraum, wo die zusammengerückten alten Stuckeringschen Möbel standen. Dort schob er alle fünf, gleich geborgener Beute, unter das Bett. Hier entdeckte sie niemand.

Dann holte er den Schlüsselbund hervor, den er im Rocke Stuckerings gefunden hatte und schloß die eine Lade auf: er entnahm seiner Brieftasche die zwei dünnen, verräterischen Metallplatten, die er bisher bei sich getragen, und legte sie auf ihren ursprünglichen Platz zurück.

Hierauf ging er in sein Zimmer. Unter seinem Tritt knarrte das Parkett — er blieb stehen, wie angewurzelt; er war ja nicht mehr allein hier, nebenan, nur durch eine Tür getrennt, schlief jemand. Er hielt den Atem an und horchte. Alles blieb still. Dann schlich er auf Zehenspitzen zur Türe und lauschte. Kein Laut! War Sylvia am Ende fort? Leise drückte er die Klinke herab: das Schloß war versperrt, auf der anderen Seite steckte der Schlüssel.

Sie war also da!

XIII.

Am nächsten Vormittag. Wie geht man zu Werke, überlegte Freese, wenn man die Frau sprechen will, die nun die „Gattin" ist und es doch nicht ist? Und man hat sich verpflichtet, ganz selbstverständlich, die gebotenen Rücksichten zu üben, während gerade diese Rücksichten es sein können, die nach außen hin auffallen.

Manchmal — minutenlang — hatte Freese das Empfinden, als sei all dies ringsum nur ein Traum: das Zimmer, das Haus, die Dienerschaft, Belzeff und Sylvia. In einem Traumdasein wandle er durch Traumland. Die logische Ereigniskette abgebrochen, ersetzt durch geheimnisvolle Willkürlichkeiten; Unwahrscheinliches mischt sich in Alltägliches und irgendwo fern dämmert das Erwachen zur Wirklichkeit.

Er rieb sich die Augen: alles blieb wie es war. Er stand in seinem Zimmer und dachte darüber nach, wie er Sylvia sprechen könne. Er mußte mit ihr reden, es waren noch verschiedene Einzelheiten zu ordnen, die ihm nachträglich eingefallen waren.

Er klingelte nach dem Diener. „Erkundigen Sie sich, ob die gnädige Frau schon auf ist!"

Nach kurzem kam der Bescheid, die gnädige Frau sei bereits seit einer halben Stunde im Garten.

Um so besser, dort konnte man sich ungestört unterhalten! Er eilte hinab und fand sie hinter Bäumen, damit beschäftigt, Vögeln Futter zu streuen. Eine Schar von Sperlingen und Amseln flatterte auf, als er sich näherte.

Sylvia wandte sich um, als sie die Schritte hörte und jetzt, in dieser Umgebung, mit dem Hintergrund schon rostroter Blätter unter blassem Herbsthimmel, sah sie fast unirdisch aus.

Er blieb stehen und alle seine Vorsätze zu einem sachlichen Gespräch waren fortgefegt. Er grüßte stockend: „Guten Morgen."

„Guten Morgen, Herr . . . Oh, ich weiß nicht einmal Ihren Namen."

„Ich heiße Arnold Freese."

„Also, Herr Freese. Obzwar, es würde fast besser sein, ich wüßte Ihren Namen gar nicht — es wäre dann vielleicht leichter für mich. Denn — Sie verstehen das doch? — es ist schrecklich schwer, sich da hineinzufinden."

Er versuchte, möglichst nüchtern zu sprechen. „Zweifellos sehr schwer! Mir geht es gerade so — wir werden uns beide Mühe geben müssen. Gnädige Frau, ich hatte gestern vergessen noch einige Punkte zu erledigen . . ."

„Bitte! Aber wäre es nicht geraten, wenn Sie mich anders anredeten? Nicht so förmlich! Sonst versprechen Sie sich noch einmal, wenn fremde Leute dabei sind . . ."

Freese lächelte. „Wenn Sie gestatten — also Sylvia!"

Sie gingen langsam eine kurze Buchenallee entlang, das herabfallende Laub raschelte bei jedem Schritt. Es handle sich darum, setzte er ihr auseinander, daß sie, um im Rahmen zu bleiben, natürlich entsprechender Garderobe bedürfe und ihre Auswahl treffen müsse.

Sie hörte ihn ruhig an und war einverstanden.

Dann machte Freese sie noch auf Belzeff aufmerksam, dessen er schon früher Erwähnung getan hatte.

„Was ist mit ihm?" erkundigte sich Sylvia.

„Nun, es wird sich nicht vermeiden lassen, daß Sie mit ihm in Berührung kommen. Ich möchte Ihnen für diesen Fall einige Vorsicht ans Herz legen. Belzeff ist wichtig, er macht alles und er war es, der Schwung in die Sache gebracht hat. Er ist eine nicht sehr erfreuliche Zeiterscheinung, aber unentbehrlich! Und er hat sich nun einmal in diese Geschichte verbissen. So lange er daran festhält, wird die Karre laufen."

„Und dann?"

Freese zuckte die Achseln: „Das ruht im Zeitenschoße. Entweder hat sich bis dahin die Erbschaft abgewickelt oder Sie müssen mit dem bisherigen Resultat zufrieden sein."

„Und Sie?"

„Ach, um mich sorgen Sie sich nicht! Ich gehe dann wieder meinen eigenen Weg!"

(Fortsetzung folgt.)

Die kostbarste Musikbibliothek der Welt.

Von Wilhelm Baumeister.

Eines der eindrucksvollsten Gebäude in Berlins traditionsreicher Straße Unter den Linden ist die von Baumeister Ihne in den Jahren 1903 bis 1914 erbaute Staatsbibliothek. Unzählige hasten an dem gewaltigen Portal vorüber, Tausende gehen in dem großen Lesesaal gelehrten Studien nach, aber nur wenige haben eine Vorstellung, welche unermeßlichen Bücherschätze dieser riesige Gebäudekomplex mit seinen dreizehn Stockwerken birgt. Mit ihren rund zweieinhalb Millionen Bänden steht die Staatsbibliothek nur der Londoner und Pariser Bibliothek nach. Zweieinhalb Millionen Bände, würde man sie nebeneinander aufstellen, so ergäbe das eine Strecke von 70 Kilometern, das ist ungefähr die Entfernung von Berlin nach Angermünde. Eine reichhaltige Sammlung von Handschriften und Inkunabeln macht die Bücherei besonders wertvoll.

Doch in den Räumen der Staatsbibliothek ruht ein noch größerer Schatz, die Musikbibliothek, die als Sammlung dieser Art das Bedeutendste und Kostbarste darstellt, das es in der Welt gibt. Das Musikschaffen der ganzen Erde, aller Zeiten und aller Instrumente ist erfaßt. Die Sammlung reicht von den primitivsten Gesängen ältester Naturvölker bis zum flüchtigen Schlager unserer Tage und der zeitlos-unvergänglichen Opernschöpfung unsterblicher Meister. Umfangreiche Bestände an Werken über Musik, Biographien, Briefen und Bildern von Musikern vervollständigen das Ganze. Doch was die Musikbibliothek über alle anderen großen Sammlungen der Welt stellt, ist die außerordentlich große Anzahl von Autographen, besonders aus der Zeit der großen Klassiker.

Nur selten ist die Möglichkeit vorhanden, die Räume, die diese unersetzlichen Schätze bergen, zu besichtigen. Wenn einmal, so sind es Augenblicke unvergeßlichen Erlebens. In eintönig grauen Stahlschränken werden die Musikschätze verwahrt. Büsten von Musikern krönen die schmucklosen Notenschränke. Darunter eine Seltsamkeit, Händel, der einen wahren Luxus mit seinen Perücken trieb, ist hier ohne eine solche zu sehen.

Die Notenschätze selbst. Von Mozart ist in Originalen fast alles vorhanden, was er von seinem siebenten Lebensjahre bis zu seinem Tode schuf. Die Partituren zu „Bastien und Bastienne" — im Alter von zwölf Jahren komponiert — zu „Idomeneo", der „Zauberflöte" und der „Entführung aus dem Serail", zur „Jupitersymphonie" und zu „Cosi fan tutte" zeigen seine klare und leserliche Notenschrift. Jede einzelne Seite wird auf 1000 Mark geschätzt

In verdunkelten Glastischen eines anderen Raumes besonders interessante und wertvolle Stücke der Sammlung: Beethovens „Neunte Symphonie" in Urschrift, dazu das Skizzenbuch mit dem gewaltigen Hymnus an die Freude, von Mozart ein auf der Reise von Paris nach London entstandenes Skizzenbuch, Schuberts „Erlkönig" und Kompositionen des Goethefreundes Zelter. Friedrichs des Großen Schriftzüge zeigt eine von ihm selbst für einen Sänger ausgezierte Arie von Hasse „Sag ihm, daß ich treu bin". Und da ist auch die ganze gebundene Musikbücherei der Prinzessin Amalie, der Schwester Friedrichs, die eine eifrige Schülerin Bachs war. Damit sind wir bei dem Leipziger Thomaskantor Johann Sebastian Bach, dem Größten seiner Familie, die sich vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis in das 19. Jahrhundert hinein verfolgen läßt in ihrem musikalischen Wirken. Ehrfürchtig steht man vor dem gewaltigen Werk der „Matthäuspassion", der „Johannespassion", dem „wohltemperierten Klavier" und der „Kunst der Fuge". Wie klar die Schriftzüge! Aber leider, liegt es am Papier oder der Tinte? In fortschreitendem Zersetzungsprozeß werden diese Zeugen größten musikalischen Könnens verfallen. Um wenigstens etwas zu retten, werden die Originale im Lichtbild festgehalten.

Immer neue Kostbarkeiten entdeckt man, Kompositionen von Reger, Schrecker, Hindemith und Bruckner, dessen Totenmaske in einem samtenen Behälter aufbewahrt wird. Uralte Gesangbücher fesseln die Aufmerksamkeit, vergilbte Handschriften aus dem 11. Jahrhundert, die ersten Notendruckversuche, darunter der älteste, 1601 entstandene Operndruck „L'Euridice".

Um den Lichthof, drei Stockwerke hoch aufgebaut, das Hauptmagazin, das die unendlich vielen musikalischen Drucke enthält, der umfangreiche Teil der Bibliothek. Von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl mit den Neuerscheinungen zu. Was die Gegenwart an neuen Schöpfungen hervorbringt, findet hier seinen Platz, der Schlager so gut wie die jüngste Oper, das Klavierstück wie das Orchesterstück.

Und dieses lückenlose Gesamtbild des musikalischen Schaffens macht die Musikbibliothek allen am Musikleben Interessierten so wertvoll. Sänger bedienen sich ihrer bei der Zusammenstellung ihres Repertoires, Gegner, die sich gegenseitig des Plagiats beschuldigen, versuchen hier die Priorität ihres Einfalls nachzuweisen, Musikschriftsteller sammeln hier die für ihr Werk erforderlichen Unterlagen. Vor allem aber sind es die „künftigen Meister", die Musikstudierenden, die in dem großen Lesesaal mit seiner umfangreichen Handbibliothek das Rüstzeug für ihren Beruf sammeln. Und wo gäbe es einen Ort, der mehr geeignet ist, sie zu zielbewußtem Streben und ernstem künstlerischen Schaffen anzuregen?

Falschspieler an Bord.

Von Werner Bartels.

Entgegen der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten sind die einheimischen Schiffahrtsgesellschaften der Ansicht, daß es mit der einheimischen Wirtschaft wieder aufwärts geht. Ihre Überzeugung fußt auf einer etwas sonderbaren Grundlage: Die Falschspieler an Bord der amerikanischen Passagierdampfer entwickeln neuerdings eine lebhaftere Tätigkeit als in den vergangenen letzten Jahren.

Diese Tatsache ist nicht abzustreiten, und der Schluß, daß die Falschspieler nur dann verstärkt auftreten, wenn ihre Opfer, die Reisenden, besser gespickte Börsen bei sich führen, leuchtet ein. In letzter Zeit sind — im Gegensatz zu den letzten Jahren, wo das „Geschäft" fast ganz ruhte — verschiedene Amerikaner während der Überfahrt von Kalifornien nach Ostasien und von Newyork nach England durch Falschspieler um Beträge bis zu 25 000 Dollar erleichtert worden.

Die Gauner reisen nur in der Maske eines Mannes von Welt und Vermögen. Es kommt ihnen gar nicht darauf an, mit überlegener Ruhe beim ersten Zusammentreffen mit ihren Opfern ein paar hundert Dollar zu verlieren. Am nächsten Tag machen sie den Schaden zehnmal wett, und die Gerupften kommen gar nicht auf den Gedanken, daß sie es mit einem Falschspieler zu tun hatten.

Für die Schiffahrtsgesellschaft ist es schwierig, einem solchen Betrüger das Handwerk zu legen. Von seiten der Opfer selbst kommen in den seltensten Fällen Anzeigen, da die Betrogenen — abgesehen davon, daß sie den Schaden meistens verschmerzen können — sich scheuen, ihren Hereinfall einzugestehen. Oft spielen auch zarte Rücksichten eine Rolle. Mancher Falschspieler reist nicht allein, sondern nimmt als Aushängeschild für seine Ehrbarkeit seine „Tochter" mit, eine Helferin, die durch ihre Reize und ihr unschuldiges Wesen die Opfer fesseln soll. Wer bringt es übers Herz, ein so liebreizendes Geschöpf dadurch unglücklich zu machen, daß er den Vater als Lump brandmarkt?

Ein junger amerikanischer Schiffsoffizier, der außer seiner kräftigen Faust noch gute Beobachtungsgabe besaß, wagte es kürzlich doch einmal. Er glaubte einwandfrei festgestellt zu haben, daß ein gewichtiger und vornehm aussehender älterer Herr, der mit seiner angeblichen Tochter Erster Klasse reiste, ein besonders geschickter Falschspieler war. Beim Poker hatte dieser mit aller Achtung behandelte Reisende seine Mitspieler um Tausende von Dollar gerupft. Am letzten Abend der Fahrt bot er den Verlierenden Genugtuung. Er verlor anfänglich etwas, um dann den Vorsprung der anderen rasch wieder einzuholen. Der Schiffsoffizier war unbemerkt hinter die Spielenden getreten. Plötzlich sauste seine Faust an das Kinn des alten Herrn, der Überraschte fiel mit seinem Stuhl hinten über, die Karten flogen durcheinander, und der ganze Rauchsalon war empört über das flegelhafte Benehmen des jungen Seebären. Die Meinung änderte sich freilich rasch, als der Offizier dem alten Herrn in die weißen Haare griff und eine Perücke in der Hand hielt. Mit der anderen wies er auf ein paar unter den Spielkarten: „Gezinkt!" Der Gauner wurde verhaftet, aber dem Offizier wußte niemand für sein allzu energisches Eingreifen Dank. An Bord der Luxusdampfer liebt man keine solchen Sensationen, und wenn einmal eine Verhaftung notwendig ist, so darf kein Fahrgast davon erfahren.

Eine der gefährlichsten unter diesen Bordhyänen war der Engländer Jim Perceval, der vor kurzem gestorben ist. Die Schiffahrtsgesellschaften kannten ihn, obwohl er niemals überführt worden war. Wenn er — in Begleitung seiner Frau und als vollendeter Mann von Welt — eine Reise unternahm, schickte die Gesellschaft stets zwei Detektive zu seiner Beobachtung mit. Außerdem wurde in alle Räume ein Plakat gehängt: „Achtung, Falschspieler!"

Perceval ließ sich dadurch nicht stören. Im Gegenteil, es machte ihm Spaß, die Detektive an der Nase herumzuführen. Auf einer seiner letzten Reisen nahm er in Gegenwart seiner Beobachter das warnende Schild von der Wand und legte es auf den Spieltisch: „Bitte, meine Herren, sehen Sie sich das Plakat genau an und beherzigen Sie es, damit Sie nicht etwa betrogen werden." Zwei unter den Zuschauern wurden ein wenig bleich, und kurz darauf wußte Perceval, daß die zu seiner Beobachtung entsandten Detektive zwei seiner „Konkurrenten" verhaftet hatten.

Inzwischen spielte Perceval in aller Ruhe weiter und benutzte das Warnungsschild als Unterlage zum Würfeln. Zuerst verlor er des besseren Aussehens wegen ein wenig. Dann aber — als einer der Detektive sich in das Spiel einschaltete — gewann er rasch. Beim Würfeln hielt er die linke Hand über den Becher. Der durch die Verluste nervös gewordene Detektiv bat ihn, mit offenem Becher zu würfeln, denn seiner Ansicht nach schmuggelte Perceval mit der Linken einseitig mit Blei beschwerte Würfel hinein. Perceval strafte den Mann, über dessen Taktlosigkeit die Mitspieler empört waren, mit einem verächtlichen Blick, legte die linke Hand offen auf den Tisch und — warf drei Sechsen.

Der Detektiv verlor angesichts dessen alle Überlegung: „Sie spielen mit falschen Würfeln!" Ein Gemurmel der Empörung ging durch den Raum. Perceval blieb ruhig, raffte die Würfel zusammen und reichte sie seinem Widersacher: „Bitte beweisen Sie das!" Der Detektiv betrachtete eingehend die Würfel und — fand nichts an ihnen auszusetzen. Er mußte sich entschuldigen und schleunigst den Raum verlassen. Perceval spielte weiter und stand eine Stunde später mit einem Gewinn von 16 000 Dollar auf. Die ganze Reise brachte ihm nach den Berechnungen des zweiten Detektivs 64 000 Dollar ein. Alles dank irgend einem Trick, der Jim Percevals Geheimnis blieb.



Bunte Chronik



Aufsatz einer Zehnjährigen über das Baby.

Nachstehender Aufsatz verbreitet sich in ungemein belehrender Weise über die Babys:

Die Babys sind die kleinsten Menschen, die es gibt. Bei uns gibt es immer eins, und wenn das anfangt zu laufen, kommt ein anderes und dann ist das das Baby. In unserer Straße sind sehr viele Babys. In jedes Haus eins, und jetzt wenn die Sonne scheint, kommen alle auf die Straße und da sieht man erst, wieviele da sind. In manchen Babywagen sitzen zwei, eins mit dem Kopp hin und das andere mit dem Kopp her — diese heißt man Zwillinge und sehen so ähnlich, daß wenn man eins sieht, meint man, es ist das andere. Die Babys sind sehr lieb, wenn sie schlafen. Wenn man sie aber wascht oder sie bei der Nacht aufwecken, dann schreien sie und man muß mit ihnen hin und hergehen und sie schütteln und zu ihnen singen. Wenn man sie aber nicht schreien läßt, dann schreien sie noch mehr. Jeder war einmal ein Baby. Auch Großpapa, er hat damals aber nicht so ausgesehen wie heute. Keine Haare hat er schon gehabt, aber weißer Bart noch nicht, so sagt meine Mama, die ihn damals schon gekannt hat. Die Babys haben keine Zähne und nichts anderes im Mund wie den Daumen. Woher die Babys kommen, weiß man nicht ganz sicher. Einer sagt, der Storch bringt sie und der andere sagt, die Frau Müllern!

*

Der Lautsprecher als Parkwächter.

Eine originelle Maßnahme zur Bekämpfung der Unsitte, Parkanlagen durch Papier und Abfälle zu verunreinigen, hat die Stadt Sydney in Australien getroffen. Sie hat dieselbe traurige Erfahrung wie alle Städte, die über Parkanlagen verfügen, gemacht, daß nämlich aufgestellte Verbotstafeln ihren Zweck nicht erfüllen und auch Papierkörbe, mögen sie noch so zahlreich sein, mit konstanter Bosheit übersehen werden. Um nun die Besucher des Stadtparks zur Ordentlichkeit zu erziehen, ist die findige Parkverwaltung auf den Gedanken gekommen, am Eingang der Anlagen einen Lautsprecher aufzustellen, der mit einer für die Spaziergänger unsichtbaren Grammophoneinrichtung in Verbindung steht. Automatisch verkündet der Lautsprecher in gewissen Zeitabständen mit weithin vernehmlicher Stimme, „Bürger, schützt eure Anlagen!" und fordert die Spaziergänger auf, die Wege und Rasenflächen sauber zu halten und keine Abfälle achtlos fortzuwerfen. Diese ununterbrochenen, eindringlichen Ermahnungen sollen bereits recht gute Erfolge erzielt haben.





Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.